

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 83 (1957)
Heft: 31

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Rorschacher Trichter

57

WERNER WOLLENBERGER

Die Cabaretpage:

Die Ersten und die Letzten

Wenn es mir nicht höchst ehrenwerte und überaus verlässliche Leute immer und immer wieder bestätigt hätten, würde ich es ja nicht glauben. Es scheint also tatsächlich Menschen zu geben, die morgens um sechs mit einem munteren Sprung aus den Federn schnellen, in militärischer Knappheit die nötigen Säuberungs-Aktionen vornehmen, und dann frisch, fromm, fröhlich, frei in die mehr oder minder offene Natur stürzen, um sich an derselbigen zu erfreuen.

Wenn man mir von so etwas erzählt, dann habe ich immer das Gefühl, ein Afrikaforscher reportiere mir den seltsamsten Brauch des unentdecktesten Kaffernstamms im unwirtlichsten Teile des Busches, der Steppe oder der Savanne.

Für mich ist das nämlich nichts. Ich bin ein durch und durch lichtscheuer Geselle. Bei Tag tut mir alles weh. Meine Muskeln schmerzen, meine Augen tröpfeln, meine Ohren dröhnen. Und mein Kopf ist dick von Müdigkeit.

Bei Nacht ist es anders. Da fühle ich mich wohl wie eine Katze in der Sonne, was wohl eines der unangebrachtesten Bilder ist, die sich in diesem Zusammenhang überhaupt finden lassen.

Aber es ist schon so: ich mag die Nacht. Vor allem jenes Stück von ihr, das nach Mitternacht stattfindet. Und ganz besonders jenes kleinen Restchen, das schon nicht mehr ganz dunkel ist, das mählich in das Grau und das Grauen des Morgens übergeht, überfließt, verweht ...

Das ist eine wunderbare Stunde in der Stadt ...

Die Straßen sind ganz leer. Kein Betrunener beschimpft mehr Laternenpfähle, seine Frau und den lieben Gott. Kein Hund kläfft mehr, keine Katze huscht mehr als erschreckter Schatten durch die Seitengassen. Die Bäume bekommen

schon eine leise Farbe, die letzten Lichtreklamen leuchten sinnlos vor sich hin, der Fluß beginnt sachte zu leben. Am fernsten Saume des Horizontes steht schon ein Schimmer aus Türkis, mit Turm und Tor und First erscheint das Ornament der Stadt in ihm ...

Und wenn dieses Licht auftaucht, dann gilt es, die Flucht vor dem nahenden Tag zu ergreifen. Zum Beispiel indem man nach Hause geht. Aber das ist eigentlich noch zu früh. Noch ist Nacht, die man nutzen muß. Und so geht man denn woanders hin.

In Paris etwa in die Hallen. In Genua unter die Arkaden. In München in ein frühes Bierlokal. In Berlin in die hinterste Ecke eines Nachtlokals, in dem schon Stühle auf den Tischen aus illegitimem Marmor stehen.

In Zürich aber geht man in das Bahnhof-Buffet zweiter Klasse ... Um diese Zeit jedoch ist es erstklassig.

Um diese Zeit ist es ein wunderlicher Ort.

Schon der Weg vom eben geöffneten Gitter des Bahnhofes bis zu diesem Buffet ist hinreißend. Die Geleise sind noch verwaist, die meisten Schaufenster liegen in der Dämmerung, die Fenster der Billetschalter grinsen hohl. Auf den Bänken aber sitzen oder liegen schon die ersten Menschen des kommenden Tages. Meistens sind es Italiener, die mit einem frühen Zug in ihre Heimat zurückziehen. Sie sind grau wie der Tag, der nun kommt, aber manchmal ist eine jüngere Frau unter ihnen, und die trägt einen Mantel, der rot ist wie die Sünde und leuchtend wie eine Zigarette im Dunkel. Und diese Leute sitzen da, apathisch, stumpf und freudlos. Selten summt einer vor sich hin: «Nel millenovecentodicano ...», «Croce die Oro ...», «Ti lascia paese, ti sogni ...» Oder irgendeinen anderen ihrer herrlichen Schmachtsetzen.

Singen tut keiner. Singen werden sie erst wieder in Italien. Sie haben dort auch mehr Grund dazu ...

Ein paar frühe Eisenbahner sind auch schon da.

Und immer gibt es einen kläglich Verkaterten, der aus dem schäbigen Metallbecher des kleinen Brunnens Wasser trinkt und leise vor sich hinstöhnt und innerlich beschließt, fortan den Satzungen des Blauen Kreuzes treu zu sein. Das Kreuz mit diesem Kreuz ist nur, daß es abends viel weniger tröstlich und verlockend erscheint ...

Und ein paar Ausflügler sind auch immer da. Sie sehen provokativ gesund und munter aus. Man müßte sie verbieten, so gesund wirken sie. Und dann das Buffet selbst ...

Schön ist es nicht. Ein paar zu lange, zu grauweiß gedeckte Tische. Stühle in unschöner Form aus unschönem Holz. Eine endlose Theke mit den Bierankställen, den Kolumnen der Tassen und den Kohorten der Löffel. Und den verdrossenen Serviertöchtern hinter ihnen und vor ihnen.

Aber da sind die Gäste ...

Strandgut der Nacht sind sie. Aufgeschwemmt von den Feuchtigkeiten des Dunkels, angeschwemmt vom samtenen Strom der Nacht.

Da ist der Alte mit dem verschossenen Bart, der nirgends wohnt. Die Stadt ist sein Appartement, sein Bett und sein Garten. Er bestellt immer das gleiche: zuerst eine Ovomaltine gegen den Hunger und dann ein Bier gegen den Durst. Und er erzählt von der Sägerei, in der er arbeitet, und dem Mehl des Holzes, das sich so unerbittlich in ihm festsetzt. Vor allem auf seine Leber läßt es sich nieder. Und seit dreißig Jahren versucht er es wegzuschwemmen. Erfolglos. Trotzdem gibt er es nicht auf.

Ein tapferer Mensch!

Da sind die beiden Verliebten. Sie haben kein Geld zum Heiraten, und er ist möbliert und sie wohnt noch bei den Eltern, und gegen Morgen werden die Bänke kühl und der Tau kriecht unter die Haut. Und da fliehen sie denn zögernd in diesen kahlen Raum und halten sich über den Tisch an den Händen und schauen sich an und sind in Hawaii, in Tahiti, in ...

Zwei Verliebte halt.

Aber so gut anzusehen ...

Da ist der Prahler. Er sieht aus wie ein Gorgonzola auf Abwegen. Seine speckige Krawatte steht auf Halbmast, seine Haare kleben an der





«Do! do! do! Langweilt Sie das nicht Herr Lehrer?»

niederen Stirne, seine Hände vertraten Kenntnisse von Motoren. Und der gibt an. Wie eine Kompanie von lauter Unteroffizieren gibt der an. Die dritte Nacht liegt er jetzt schon in der Welle. Aber er ist noch da wie der Felsen von Gibraltar. Und um sieben ist er dann aber pickelhart im Laden, frisch wie ein Weggli, oh ja. Und er hat schon einmal sieben Tage hintereinander keinen Kahn gesehen. Und er macht dann etwa den Kopf nicht so rasch zu. Man sieht es ihm vielleicht nicht an, aber es sind nicht immer die Kleiderschränke, die am meisten aushalten. Er macht dann nicht so schnell den toten Mann, er nicht ...
Und dann nickt er neben dem Bier ein.

Keiner weckt ihn. Einer stellt sorgsam das Glas beiseite. Es ist ein Zeichen der Solidarität unter den Vögeln der Nacht.

Und da ist immer das Dienstmädchen vom Lande, das den letzten Zug verpaßt hat. Um fünf Uhr sechzehn fährt einer. Dann muß sie schauen, wie sie ins Haus kommt. Und besonders gut ist ihr nicht. Sie hätte den süßen Wein nicht trinken dürfen. Der war zuviel. Und der Kavalier, der sie dazu eingeladen hat, war eigentlich gar kein Kavalier. Wenn sie nicht rasch ein Taxi genommen hätte, wer weiß, was dann ...

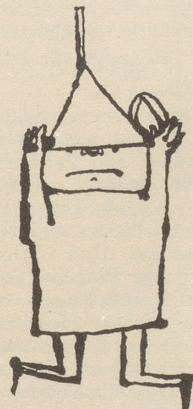
Um fünf Uhr sechzehn fährt ihr Zug ...

Und da sind ...

Ach, es hat keinen Sinn, daß ich von ihnen erzähle. Die Tagmensen zucken die Achseln und rümpfen die Nasen.

Und die Nachtmenschen wissen alles sowieso.

Guten Tag, ich gehe schlafen ...



Von Mittwoch zu Mittwoch:

Generelle Warnung: Dies sind Tagebuchnotizen eines ganz und gar nicht ernstzunehmenden Menschen. Die in ihnen enthaltenen Meinungen und Ansichten sind überaus subjektiver Natur. Aus diesem Grunde erheben sie auch nicht den geringsten Anspruch auf Allgemeinverbindlichkeit. Wer sie liest, hat es sich selber zuzuschreiben. Reklamationen werden entgegengenommen, aber nur in äußerst dringlichen Fällen und erst nach Ablauf einer unmenschlich langen Wartefrist beantwortet. Vielleicht.

Mittwoch:

Gegen Abend im «Terrasse» eingetretelt. Also in einem jener Etablissements, für die der Zürcher Puritanismus das besänftigende Wort «Nachtcafés» erfunden hat, obwohl dort gerade der Konsum an Kaffee beängstigend niedrig ist und nur gegen Ladenschluß und lediglich in Notfällen stattfindet.

Der Direktor macht ein langes Ge-

«Jetzt kommt es dann darauf an ...», sagt er kläglichen Tonfall.

Womit er meint, daß es demnächst darum gehe, ob die «Nachtcafés» aufgehoben werden oder nicht. Es liegt da nämlich eine Eingabe gewisser Kreise vor, die das Problem der nachmittäglichen Tankstellen zur Volksabstimmung bringen wollen.

Und wenn es zu dieser kommt, dann müssen diese Etablissements mit Verlässlichkeit den Stein vor die Höhle rollen. Denn das Zürcher Volk wird es ablehnen, Beizen länger offen zu halten als im Jahre 1678 ...

Bestimmt!

Und warum?

Der Durchschnittszürcher betrachtet diese Nachtlokale als etwas Unmoralisches.

Und Unmoral ist eine Sache, die ihn selber zu sehr lockt, als daß er sie seinem Nächsten gestatten könnte ...

Donnerstag:

Eine kleine, aber hübsche Scherfrage gehört.

Sie lautet:

«Was ist das? – Es läuft an der Wand, und man weiß nicht wozu?»

Nun?

Dreimal dürfen Sie raten ...

Freitag:

Curzio Malaparte ist gestorben ...

Nun, Sie erinnern sich an ein paar seiner Werke? An die Romane «Kaputt» und «Die Haut» vielleicht? Oder an den Film «Der verbotene Christus»?

Sie mochten seine Sachen nicht?

Ich verstehe. Ich mochte sie auch nicht unbedingt. Er war mitunter ein gar übler Bursche, bei dem man nie wußte, ob er das, was er angriff, nicht eigentlich ein bißchen schätzte. Oder sogar sehr ...

Und dann log er auch. Wie eine Elster stiehlt, so log Malaparte.

Und eitel war er. Wie siebzehn Schauspieler, drei Heldentenöre und fünf Diplomaten zusammen. Es gab keinen Grafen, keinen König a. D. und keinen anderen Titelbesitzer dieses Kontinentes, den er nicht gekannt haben wollte.

Er war, man kann es nicht anders sagen, keine der erfreulichsten Erscheinungen.

Und trotzdem: er war ein großer Journalist. Und manchmal, ganz selten, in ein oder zwei Kapiteln seiner Bücher und in wenigen Sequenzen seines Filmes, da war er sogar ein Dichter.

Und er war auf seine bestimmte Art notwendig und nützlich. Er trieb durch seine getriebene Zeit, und er schrieb auf, was er sah (oder etwas mehr). Daß es nichts besonders Schönes war, liegt nicht an ihm. Er war ein besessener Kritiker. Und Kritiker kritisieren Zustände nur, aber sie schaffen sie nicht.

Als Kritiker wird er seinen Wert be halten. Und seine seismographischen Aufzeichnungen der Erschütterungen, die uns letztthin auf- und heimsuchten, behalten ihn auch.

Warum ich dies notiere?

Weil ich in vielen Zeitungen dieses Landes nach einem würdigen Nekrolog gesucht habe. Gewiß, es gab ein paar laue Nachrufe. Aber genau das war falsch. Entweder man erkennt etwas Gutes in seinem Werk, dann

sagt man das. Oder man lehnt ihn ab, dann sagt man das auch.

Aber Stellung sollte man beziehen.

Wenn Malaparte nichts verdient hat – dies hat er verdient: daß man sich zu ihm umißverständlich äußert. Ihn abzulehnen ist gerechter, als ihn zu verniedlichen ...

Samstag:

Die Antwort auf die Scherfrage, die ich Ihnen am Donnerstag aufgegeben habe, wollen Sie wissen:

Es ist ein deutscher Film!

Sonntag:

Ein Herr bittet mich, ein Inserat im «Rorschacher Trichter» aufzunehmen. Eines, an dem ihm besonders liegt.

Hier ist es:

«Gesucht wird jene Sektion, die am 35. Zürcher Kantonal-Turnfest in Horgen anlässlich des Samstagabend-Banquettes wohl die Trunksame genoß, dann aber auf deren Berappung und das Nachtessen verzichtete.»

So!

Ich sichere der betreffenden Sektion jegliche Diskretion zu. Hauptsache, die Serviettochter bekommt ihre Batzen.

Allerdings: sollten mehrere Offerten eingehen, so wird nur die erste berücksichtigt.

Die betreffende Zechpreller-Sektion möge sich also beeilen ...

Montag:

Ein kleines Jubiläum gefeiert: die 25. Parkierbuße in Zürich bezahlt. Wer gratuliert?

Wenigstens die Polizei könnte es tun. Wenn man bedenkt, daß ich einen ihrer Angestellten nun schon einen ganzen Monat ausgehalten habe. Lieber wäre es mir allerdings gewesen, sie hätten für das Geld einen halben Quadratmeter Parkplatz gekauft ...

Uebrigens: die Polizei ...

Sie scheint sich an die Umgangsformen, die unter gesitteten Menschen üblich sind, nicht zu halten.

Der Polizist wenigstens, der mir die Buße überbrachte, kam um ...

Was meinen Sie, wann er kam?

Um 6.30 morgens ...

Und er hatte einen Ton an sich, für den ich jeden anderen Menschen glatt vor die Türe gesetzt hätte.

«Wänd Sie zahle oder wänd Sie hogge?» fragte er.

Ich überlegte einen Augenblick, ob ich ihm mein Kopfkissen um die Ohren schlagen solle.

Ich schlug nicht. Der Feigere gibt nach.

Nein, wirklich: wozu dieser Ton? Verkehrspolizisten kultivieren diese unkultivierte Ausdrucksweise übrigens auch. Fährt man einmal falsch, so schreien sie einen an, als sei man ein Schulbulb, der dem Lehrer einen Frosch unter den Stuhl gebunden hat.

Das ist falsch. Sie können einen warnen, sie können einen anzeigen und sie können einen sogar mitnehmen.

Aber schreien können sie nicht.

Dienstag:

Buße Nummer 26 bekommen ...

Darf ich vorstellen?

Hanny Fries

Und wenn es mich auch in minimale Bestandteile zerreißen sollte: ich werde keine Superlative verwenden.

Nein, ich werde objektiv bleiben. Ich werde von ihr sprechen, ohne die Schublade mit den schmückendsten Beiworten und den freundlichsten Vergleichen zu öffnen. Ich werde sie so beschreiben ...

Das heißt, ganz so sicher, daß ich es werde, bin ich nicht.

Es ist aber auch schwer, von Hanny Fries anders als in den höchsten Tönen zu erzählen.

Habe ich gesagt: schwer?

Es ist mehr:

Es ist schlechthin unmöglich.

Und das hat ein paar höchst triftige Gründe.

Drittens:

Was sie kann, kann sie besser als alle anderen.

Ich habe es immer wieder erlebt.

Um nur ein Beispiel zu nennen:

Letztes Jahr traf ich sie a) in einem betagten Volkswagen und b) in Ronco. Die Begrüßung war überaus herzlicher Natur. Besonders von meiner Seite aus, denn sie kam mir wie gerufen. Ich brauchte dringend jemanden, der mir ein paar Bilder zu einer Cabaretpage über die Brissago-Fabrik machte. Und das teilte ich ihr denn auch mit. Sie sah mich höchstens fünf Sekunden lang schräg an, dann willigte sie sofort ein, mitzukommen. Obwohl sie Ferien und keineswegs die Absicht hatte, zu arbeiten.

Und dann gingen wir zusammen hin und ließen uns die Fabrik zeigen.

Also, ich habe in meinem Leben schon diverse Reportagen gemacht. Meistens waren Photographen dabei. Und über die habe ich mich mit schöner Regelmäßigkeit blau und wormstichtig geärgert. Entweder war zu viel Licht oder zu wenig. Oder der Winkel stimmte nicht. Oder das wichtigste Sujet gab zu wenig her. Oder ...

Nicht so bei Hanny.

Sie schlenderte, den Zeichenblock vor sich, hinter dem Mann, der alles erklärte, und hinter mir her. Und sie sagte nichts, sie kritzelt nur so ein wenig, und schaute sich irgendeine Arbeiterin oder einen Arbeitsvorgang rasch an, und kritzelt, und ging hinter uns, und schaute, und kritzelt, und ...

Und als wir zwei Stunden später die Fabrik verließen, hatte sie fünfzig Skizzen von Leuten, Instrumenten, Vorrichtungen, Einrichtungen und Materialien. Und alle stimmten. Sie hatte die alte Tessinerin mit dem Kopftuch, der scharfen Nase, den verkniffenen Lippen und den enganliegenden

Ohren genau getroffen. Die Krümmung des Messers, mit dem die Arbeiterinnen die feuchten Tabakblätter zerschneiden, stimmte genau. Und die Bottiche, in denen das Kraut eingeweicht wird, stimmten. Und die Roll-Hölzer ebenfalls. Und alle anderen Details gleicherweise.

Es war erstaunlich.

Aber das Verblüffendste kam erst. Als wir eine Weile später in einem kleinen ristorante saßen, sagte ich ihr, mir sei eine besonders hübsche Arbeiterin aufgefallen. Eine mit frechen Augen und schönen Händen.

«Du meinst die da», sagte Hanny, nahm den Block und zeichnete das Mädchen.

Es war die da.

Unter vierhundert Frauen war ihr diese ebenfalls aufgefallen. Und sie hatte sie genau behalten ...

Wie gesagt: es war erstaunlich.

Und es ist immer wieder erstaunlich. Jedesmal, wenn ich mit ihr arbeite, muß ich denken: schau! Dir das an, da siehst Du den einzigen zeichnenden Photoapparat der Welt ...

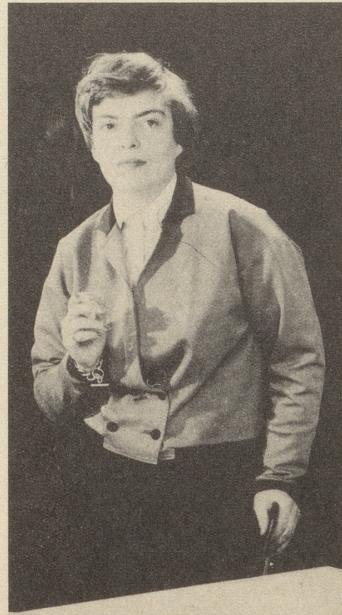
Bitte sehr, nun besteht ja Zeichenkunst nicht alleine darin, eine Sache photographisch getreu wiederzugeben. Aber das tun ihre Zeichnungen ja auch gar nicht. Oder nicht nur. Sie geben immer auch noch etwas mehr – sie geben die ganz spezifische Atmosphäre, sie geben das Unverwechselbare, Be-

27



MAN sieht: wertvolle Punkte sind zu erringen! Kegler pflegen sich während des Kegelschubs zu stärken. Der Herr Wirt hat deshalb für eine gepflegte Käseplatte (mit Emmentaler, Gruyére, Tilsiter und Sbrinz) und einen guten Tropfen gesorgt. Wir wünschen guten Appetit und gut Holz!

Schweiz. Käseunion AG. —



Wie sie das macht, weiß ich nicht. Und leider kann sie es mir auch nicht sagen. Ihr Charme verbietet es ihr, über ihren Charme zu sprechen ...

Ja, und noch ein paar Details:

Sie ist Zürcherin. Genauer: Außensilber. Neben einem Kino und gegenüber einer Bäckerei geboren und aufgewachsen. Hat die private Mal-Schule ihres Vaters besucht, dann die Kunstgewerbe-Schule Zürich und dann die Beaux-Arts in Genf. Und ihre erste Zeichnung erschien 1942 in der «Weltwoche». Manuel Gasser hat sie also entdeckt. Man muß ihm dafür dankbar sein.

Und Steckenpferdchen hat sie auch. Zweie.

Erstens: sie sammelt Kaffee-Kannen aller Zeiten, Formen und Länder. Sie hat bereits viele davon. Aber sie möchte noch mehr. (Das ist kein zarter Wink mit dem Zaunpfahl. Das ist ein deutlicher.)

Zweitens: sie liebt es, mit Leuten zusammenzukommen. Mit allen Leuten: gescheiten, dummen, netten, ekligen, prominenten und namenlosen.



DAS ECHO

Wer schreibt, dem wird geschrieben ...

Nun, letzthin habe ich da ein paar bösere Bemerkungen gegen unchristlich teure Liebesgaben-Pakete von mir gegeben; respektive gegen das Päckchen, das eine schweizerische Firma mit Päckchen nach Ungarn macht.

Zu diesen Zeilen haben mir diverse Leser gratuliert. Das ist lieb von ihnen, und ich sage klar und herzlich dankeschön.

Einen dieser Briefe will ich Ihnen nun vorsetzen. Ich glaube, daß er Sie interessiert.

Hier ist er:

«Lieber Herr Wollenberger,
ich war am Samstag den 13. Juli
in Budapest, d. h. auf dem Flug-
platz. Von Basel nach Amsterdam
mit einer Viking HB-AAR von der
Balair, dann 1,6 Tonnen Salk-Im-
pfstoff geladen, in München getankt

(die Maschine 2800 Liter Benzin, ich ein Bier), da es hieß, in Budapest gebe es nichts. Dort auf dem Flughafen große Begrüßung, Presse, Film, Zoll, Polizei. Und nun werden meine drei Begleiter und ich in den Oststaaten als Reklame benutzt, die Zeitungen werden irgend etwas verbreiten und ich kann gar nichts dagegen tun.

Unsere Mission war humanitärer Natur.

Nun habe ich aber auch Gelegenheit gehabt, mich mit einem Ungarn, der kein Funktionär war, zu unterhalten. Was er mir erzählte, ist erschütternd. Ich wollte dem Manne helfen und zwar mit einem Angebot für gewisse notwendige Mittel, doch er sagte mir, das nütze nichts, was Ungarn brauche, könnten wir doch nicht schicken, wir hätten ja schon einmal versagt ... Ich unterbreche so interessante Mitteilungen nicht gerne. Hier muß ich aber trotzdem rasch einen kleinen Zwischenruf anbringen. Also, ich möchte sagen, daß ich hinter diesen beiden Daten die Jahreszahlen vermisste. Wie schön wäre es doch, wenn es da hieß: vom 28. Juli 1957 bis zum 11. August 1998 ... So, und nun weiter im rosaroten Text:

« Das Festival vereinigt Jugendliche und Studenten aus allen Kontinenten in freundschaftlichem Meinungsaustausch und freiester Diskussion. »

In freiester? Sie, ich höre immer <freiester!>

Weiter:

« Du kannst da Probleme und Ideale kennen und verstehen lernen, die möglicherweise nicht alle die Deinen sind, die es aber dennoch gibt und für die andere Menschen mit ebensolcher (oder noch mehr?) Überzeugung und Begeisterung eintreten, wie Du für die Deinen. »

Eintreten? Hineintreten!

Respektive: eintreten müssen ...

Noch ein bißchen mehr?

Bitte:

« Propaganda für die Sowjets? – Wir wagen zu behaupten: Nein! Selbstverständlich wird das Land, das uns seine Gastfreundschaft anbietet, sich uns von seiner besten Seite zeigen wollen. Aber es handelt sich beim Festival ausdrücklich nicht darum, für die Politik eines einzelnen Landes oder die Ideologie einer bestimmten Gruppe Propaganda zu machen. »

Bestimmt nicht! Wer kommt denn auch auf so ausgefallene Gedanken? Seit dieser kleinen Sache mit Ungarn da, dürfte es selbst dem raffinieritesten Reklamefachmann schwerfallen, für Rußland Propaganda zu machen ...

Noch mehr?

Noch mehr!

« Vielmehr handelt es sich darum, über Politik und Ideologien hinweg

Mit anderen Worten: es sind Studenten.

Woher ich das weiß, und warum ich die genaue Zahl kenne?

Nun, da ist mir neulich ein hektographiertes Mitteilungsblatt auf den Schreibtisch geflattert. Es handelt sich um ein durch und durch vom Ostwinde verwehtes Stück Papier, und es beginnt folgendermaßen:

« Lieber Kommilitone, vierhundert junge Schweizerinnen und Schweizer, darunter größere Studentengruppen von den Universitäten Lausanne, Genf und Neuen-

burg, werden am 24. Juli nach Moskau fahren.

Sie finden sich dort mit mehr als hunderttausend jungen Menschen aus aller Welt zu den VI. Weltfestspielen der Jugend und Studenten vom 28. Juli bis zum 11. August zusammen. »

Ich unterbreche so interessante Mitteilungen nicht gerne. Hier muß ich aber trotzdem rasch einen kleinen Zwischenruf anbringen. Also, ich möchte sagen, daß ich hinter diesen beiden Daten die Jahreszahlen vermisste. Wie schön wäre es doch, wenn es da hieß: vom 28. Juli 1957 bis zum 11. August 1998 ... So, und nun weiter im rosaroten Text:

« Das Festival vereinigt Jugendliche und Studenten aus allen Kontinenten in freundschaftlichem Meinungsaustausch und freiester Diskussion. »

In freiester? Sie, ich höre immer <freiester!>

Weiter:

« Du kannst da Probleme und Ideale kennen und verstehen lernen, die möglicherweise nicht alle die Deinen sind, die es aber dennoch gibt und für die andere Menschen mit ebensolcher (oder noch mehr?) Überzeugung und Begeisterung eintreten, wie Du für die Deinen. »

Eintreten? Hineintreten!

Respektive: eintreten müssen ...

Noch ein bißchen mehr?

Bitte:

« Propaganda für die Sowjets? – Wir wagen zu behaupten: Nein! Selbstverständlich wird das Land, das uns seine Gastfreundschaft anbietet, sich uns von seiner besten Seite zeigen wollen. Aber es handelt sich beim Festival ausdrücklich nicht darum, für die Politik eines einzelnen Landes oder die Ideologie einer bestimmten Gruppe Propaganda zu machen. »

Bestimmt nicht! Wer kommt denn auch auf so ausgefallene Gedanken? Seit dieser kleinen Sache mit Ungarn da, dürfte es selbst dem raffinieritesten Reklamefachmann schwerfallen, für Rußland Propaganda zu machen ...

Noch mehr?

Noch mehr!

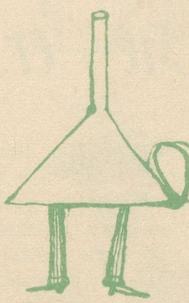
« Vielmehr handelt es sich darum, über Politik und Ideologien hinweg

Mit anderen Worten: es sind Studenten.

Woher ich das weiß, und warum ich die genaue Zahl kenne?

Nun, da ist mir neulich ein hektographiertes Mitteilungsblatt auf den Schreibtisch geflattert. Es handelt sich um ein durch und durch vom Ostwinde verwehtes Stück Papier, und es beginnt folgendermaßen:

« Lieber Kommilitone, vierhundert junge Schweizerinnen und Schweizer, darunter größere Studentengruppen von den Universitäten Lausanne, Genf und Neuen-



Nennt das Kind beim Namen!

Vor einer Woche konnten Sie an ungefähr dieser Stelle unter dem genau gleichen Titel folgenden Aufruf lesen:

Trichterleserinnen! Trichterleser! Geht hin und ersteht Euch eine Postkarte. Ich wiederhole: eine Postkarte, Postkarte, Postkarte, Postkarte, Postkarte, Postkarte, Postkarte. Wie gesagt: eine Postkarte! Und auf die schreibt Ihr a) einen möglichst lustigen Namen für die neue Fünfzigernote, b) eine möglichst komische Bezeichnung für die neue Hunderternote, c) einen möglichst witzigen Ausdruck für die neue Fünfundernote und d) einen möglichst humorvollen Titel für die neue Tausendernote. Sucht zusammen, was in Euch steckt

an Scherz, Satire, Ironie und ähnlichen schönen Gaben, und findet die bezeichnendsten Bezeichnungen, die sich nur finden lassen. Und wenn Ihr das getan habt, dann setzt als Adresse auf die Postkarte (Postkarte, Postkarte, Postkarte) genau das Folgende: Noten-Wettbewerb, Rorschacher Trichter, Textredaktion Nebelspalter, Rorschach.

Warum ich den Aufruf wiederhole? Ganz einfach, weil ich finde, daß sich möglichst viele Amateur-Humoristen an diesem Wettbewerb beteiligen sollten, und weil er noch bis zum 5. August läuft. Das ist allerdings der allerletzte Termin. Was später kommt, kommt a) zu spät und b) nicht mehr in Frage.

Ich wiederhole noch rasch die Preise: je fünfzig Franken für den jeweilig treffendsten Ausdruck.

Geben Sie sich Mühe!



freundschaftlichen Kontakt herzustellen. Dieser Kontakt ist im gegenwärtigen Augenblick nötiger denn je. Denn die Alternative ist eindeutig: Koexistenz oder Krieg! Und wenn an jemandem, so liegt es bestimmt an uns jungen Menschen, freundschaftliche Verbindungen als erste zu suchen und aufzunehmen. Das ist unsere Meinung.

Wir brauchen und wollen Koexistenz! »

Diesen letzten Satz muß ich ein bißchen präzisieren. Er müßte eigentlich lauten:

wir brauchen und wollen Koexistenz mit Stalinisten.

Wir wollen uns vor allem fest darauf verlassen, daß aus ihnen ganz plötzlich freundliche Menschen, Stützen der Gesellschaft, Förderer der Kultur und Fackelträger einer besseren Zukunft werden.

Wir wollen daran glauben, daß Wölfe Vegetarier sind.

Und wenn wir daran glauben, dann werden wir mit Sicherheit daran glauben müssen ...

Noch etwas:

Die Reise nach Moskau hat jeden der vierhundert akademisch vorgebildeten Schweizer 360 Franken gekostet. Ich bin gerne bereit, sie jedem zu ersetzen.

Allerdings ist eine Bedingung dabei:

Er darf nicht mehr zurückkommen ...

Sie sehen, ich riskiere mein Geld wirklich nicht leichtsinnigerweise!

